

# Bernische Geschichtsliteratur

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **31 (1969)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# BERNISCHE GESCHICHTSLITERATUR

## Besprechungen und Hinweise

### *Landes- und Ortsgeschichte*

Im «Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern» erscheint dieses Jahr aus der Feder von Gymnasiallehrer Karl Flatt, Solothurn, eine umfassende Studie über die *Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau*<sup>1</sup>. In einer allgemeinen Einleitung werden die Entwicklungslinien im frühen und hohen Mittelalter skizziert und Begriffe wie Oberaargau, Grafschaft und Landgrafschaft geklärt. Interessant ist hierbei die Feststellung, daß der in der heimatkundlichen Literatur häufig verwendete Begriff «Kleinburgund» nichts anderes ist als ein von Aegidius Tschudi geschaffener Hilfsbegriff, dem kein zeitgenössischer urkundlicher Nachweis zugrunde liegt (S. 22).

Ein erster Hauptteil ist der Territorialpolitik Berns im Nordosten der Hauptstadt gewidmet. Jeder Lokalhistoriker wird diesen Teil mit Interesse und Gewinn lesen, gibt Flatt doch hier eine umfassende, quellenmäßig belegte Analyse der frühen Verhältnisse und ihrer Entwicklung in den einzelnen Herrschaftsbereichen. Sozusagen von jeder Ortschaft kann hier das Hineinwachsen in den bernischen Staatsverband verfolgt werden. Zahlreiche Querverweise und ein eingehendes Register erlauben es, die Geschichte jedes Ortes bis ins 16. Jahrhundert hinein zu verfolgen und Vergleiche anzustellen.

Der zweite Hauptteil ist der Errichtung und Organisation der bernischen Landeshoheit im 15. Jahrhundert gewidmet, wobei die Auseinandersetzungen mit den Tvingherren und den Klöstern einen wichtigen Platz einnehmen.

Die Folgen der Reformation bilden Gegenstand des dritten und letzten Hauptabschnittes. Zunächst galt es für den Staat, die Auswirkungen der Klostersäkularisation organisatorisch und wirtschaftlich zu bewältigen. Damit sind die Voraussetzungen geschaffen für einen Ausbau des Obrigkeitsstaates, wie er das 17. und 18. Jahrhundert kennzeichnet. Diese Epoche wird indessen nur gelegentlich gestreift, um einzelne Entwicklungslinien weiterzuführen. Die Geschichte der einzelnen Herrschaften auch in diesem Zeitabschnitt mit gleicher Breite darzustellen, würde einen bis zwei weitere Bände füllen.

In zwei Exkursen äußert sich Flatt zum Problem der Landeshoheit und Landesherrschaft im allgemeinen und zum Begriff Burgund im besonderen.

Beim Vergleich mit dem vor Jahresfrist besprochenen zweibändigen Werk von F. Häusler über das Emmental (BZ 1968, 201 f.) stellt man fest, daß Häusler eine Landesteilgeschichte geschrieben hat, die die emmentalische Vergangenheit an typischen Erscheinungen bis ins Jahr 1798 führt, während Flatt — entsprechend seiner Themenstellung — das Schwergewicht auf die Zeit von 1200 bis 1600 legt, in der Bern seine Hoheit auf den Oberaargau ausdehnte und festigte. Dafür hat er ein umfangreiches Material an Quellen und Literatur verarbeiten müssen. Durch ihre Aufarbeitung ist eine solide Basis geschaffen worden für den Oberaargau *im* Staate Bern.  
ham

<sup>1</sup> Karl H. Flatt. *Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau*. Archiv des Hist. Vereins des Kantons Bern. 53. Band, Bern 1969. 141 S. Abb. und Taf. Mitgliederpreis Fr. 15.—, im Buchhandel Fr. 28.—. Erscheint auch als Diss. phil. hist. Bern und als Sonderband zum Jahrbuch des Oberaargaus.

Wer die Geschichte einer bernischen Landgemeinde abfassen will, der greife zu einem Vorbild: Hans Würgler, *Heimatkunde von Rüegsau*<sup>2</sup>. Auf elf Druckbogen wird hier in schlichter, anschaulicher Sprache die Entwicklung eines bernischen Gemeinwesens von den bescheidenen Anfängen im 13./14. Jahrhundert bis zur Gegenwart dargestellt. Mit großer Sachkenntnis versteht es der Verfasser, die lokale Begebenheit stets organisch in die allgemeine Entwicklung des Staates einzuordnen. Manche einleitende Bemerkung zu einem Kapitel oder manche Schlußbetrachtung hat derart allgemeine Bedeutung für die Geschichte des bernischen Gemeinwesens, daß sie fast in jeder Ortsgeschichte im Raume zwischen Alpenrand und Jurafuß stehen könnte. Dadurch erhält die Rüegsauer Ortsgeschichte repräsentativen und allgemeinen Wert. Nie bleibt der Autor bei diesem Gerüst stehen, immer hat er das konkrete Beispiel aus Rüegsau zur Hand, und es bedarf jahre-, wenn nicht jahrzehntelanger Such- und Sammelarbeit, um die in so zahlreichen Quellen zerstreut liegenden Mosaiksteinchen zu sammeln, damit daraus schließlich ein Gesamtbild entstehen kann.

In systematischer Weise wird zuerst der Rahmen gespannt: Von der alten Freiherrschaft Brandis zur bernischen Landvogtei. Daneben erscheint das Frauenkloster Rüegsau. Dann folgt die hervorragend klare Entstehungsgeschichte der verschiedenen alten Typen der Gemeinde: Das Gericht, das Kirchspiel und die Bursami, die im 19. Jahrhundert von Einwohner-, Bürger- und Kirchgemeinde abgelöst wurden.

Wer im Kapitel über die vielen Abteilungen der Gemeindeverwaltung — Behörden, Finanzen, Schule, Fürsorge, Niederlassung, Forstwesen, Militär, Verkehr und Versorgung usw. — die zahllosen Detailangaben, Statistiken, Tabellen und Namenlisten durchgeht, macht sich wohl kaum einen Begriff von der Kleinarbeit, deren es bedarf, bis eine derartige Vollständigkeit erreicht ist. Zweifellos wäre der Verfasser in der Lage gewesen, ein Buch vom mehrfachen Umfang der Heimatkunde zu schreiben, hätte er sein gesamtes Material ausgewertet und sein ganzes Wissen ausbreiten wollen. Es zeugt von großer Selbstdisziplin, daß er sich auf die wesentlichen und typischen Beispiele beschränkt hat. Das macht das Buch lesbar für ein breiteres Publikum.

Die beiden letzten Kapitel zeichnen das kirchliche Gemeindeleben seit der Reformation und die Entstehung der Siedlung im Rüegsausachen. Es ist die Bildung eines zweiten Schwerpunktes am Talausgang, die Folge des anhaltenden Bevölkerungswachstums, der Bändigung der Emme und des Verkehrsanschlusses.

In Fachkreisen wird gerne die Arbeit des Ortshistorikers als dilettantische Freizeitbeschäftigung betrachtet. Das trifft gewiß nicht selten zu. Hans Würgler aber erbringt den Beweis, wie vorbildlich der ortsansässige Lehrer seine Heimatgeschichte abfassen kann, so daß sie, mit Anmerkungsapparat und Register versehen, manche Doktorarbeit in den Schatten stellte. ham

In Zürich ist vor Jahresfrist ein Bildband über den Kurort *Lenk im Simmental* erschienen<sup>3</sup>. Ein Drittel davon umfaßt eine historisch-heimatkundliche Einführung in drei Sprachen, der Rest ist ein Bilderbuch über den obersten Teil des Simmentals. Nach einem Geleitwort von Bundesrat Bonvin gibt Kurdirektor Eberhard ein ansprechendes Aperçu, wie aus dem Bäderkurort Lenk ein internationaler Sportplatz wurde. Hierauf schildert Alfred Buchs in anschaulichen Bildern die Vergangenheit der Lenk. Man spürt die Beschäftigung mit lokalen Quellen heraus. Auf dieser Grundlage werden locker aneinander gereimte Episoden dargelegt, wobei freilich der Historiker gelegentlich die Akzente etwas anders setzen würde. So wäre im ersten Abschnitt («Als die

<sup>2</sup> Hans Würgler. *Heimatkunde von Rüegsau*. Herausgegeben von der Einwohnergemeinde Rüegsau, 1965. 176 Seiten. Preis Fr. 15.—,

<sup>3</sup> *Lenk*, ein Bildband. Verlag Reinhard Baumann, Zürich 1968. Preis Fr. 29.—.

Lenker noch im Hochgebirge wohnten») über die Tierberghöhle von Anfang an deutlich zu sagen, daß es sich um eine Raststätte und nicht um einen Wohnplatz handelte.

Die Feindschaft mit dem Wallis, die im Gefolge der Reformation entstand, ist im Zusammenhang mit dem ersten Kappelerkrieg zu sehen, und das vom Verfasser zitierte Schreiben Berns an die Amtleute des Oberlandes ist nichts anderes als die Pflicht zum Grenzschutz, wie sie allen grenznahen Ämtern auferlegt wurde. Ob der nachfolgende Druckfehler dem Autor oder dem Setzer anzukreiden ist, bleibe dahingestellt. Statt «guet sorg haben, grüßt sin und warten» muß es heißen «grüst sin», d. h. gerüstet sein. Im übrigen ist der Castlan oder Tschachtlan auf der Blankenburg in der heute üblichen Form als Kastlan zu bezeichnen.

Nicht einverstanden sind wir mit dem Verfasser, wenn er die Familiennamen Aleman und Zwahlen mit der prähistorischen Zeit in Beziehung bringt. Geschlechtsnamen sind hauptsächlich im 14./15. Jahrhundert entstanden, wobei der Aleman der Deutschsprachige auf (noch) romanischem Boden ist (analog den Teutsch von Ligerz) und umgekehrt ein Ueli Zwahlen im deutschen Gebiet aus Ueli des Wahlen (= Welschen) Sohn entstanden ist. Mit den Kelten hat das wenig zu tun. Abgesehen von diesen Details darf aber diese heimatgeschichtliche Einführung als glücklich bezeichnet werden.

Etwas schwierig wird es, wenn es Stellen mit zeitgenössischen Zitaten zu übersetzen gilt. Sowohl der französische wie der englische Text haben es meist geschickt verstanden, diese Teile wegzulassen oder zu umschreiben. Wie sehr ein Übersetzer historischer Texte selber Fachwissen benötigt, illustriert die folgende Stelle zum Sonderbundskrieg, wo von der Rechnung «des Peter Schläppi Johans selig im Pöschenried» die Rede ist. Beiden Übersetzern ist wegen der fehlenden Komma der Sinn entgangen, nämlich daß es sich um Peter Schläppi, Sohn des Johannes selig, im Pöschenried, handeln muß und nicht um «Peter Schläppi Johannes, mort à Pöschenried».

Der reichhaltige Bildteil (125 Bilder auf 80 Seiten) hinterläßt beim Betrachter einen zwiespältigen Eindruck. Neben hervorragenden Aufnahmen ist viel Mittelmäßiges und zum Teil sogar Banales hineingeraten. Auch bei dem an sich löblichen Bestreben, möglichst vielseitig zu erscheinen, darf das Prinzip der strengen Auswahl und guten Präsentation nicht übergangen werden. In einem Schaubuch sollte ohne Not auf einer Seite nicht mehr als ein Bild dargeboten werden. Eine Käseereibesichtigung oder sogar das «by-Night-Image» läßt sich an einer typischen Einzelaufnahme besser illustrieren als durch aneinandergereihte mittelmäßige Bildchen. Selbst wenn man einem Fremdenkurort gewisse thematische oder geschmackliche Konzessionen zubilligt, so ist dennoch die werbende Wirkung eines guten Bildes auch bei einem Fremden größer als eine überladene mittelmäßige «Show».

Die gefälligen Farbtafeln sind in der Mehrzahl mit einem viel zu groben Raster klischiert, der die subtilen Farbtöne (etwa beim Iffigenfall oder Fluhsee) verwischt und zu sehr einen Plakatcharakter erzeugt. Der Kenner stößt sich auch an einer Legende wie «Simmentaler Haus, Baujahr 1460» zu einem renovierten Bau. Dem Laien wird damit ein Original aus dem 15. Jahrhundert vorgetäuscht, wo doch das älteste datierte Simmentalerhaus das Jahr 1516 trägt. Zu beanstanden bleibt schließlich die wenig haltbare Klebeheftung des Bildteils, die schlecht zum soliden Einband paßt.

Etwas, das wir im Text- wie im Bildteil vermissen, ist der Hinweis auf das einzigartige Naturschutzgebiet Hohberg-Iffigen-Rawil, und das in einem Buch, das auf dem Umschlag und im bundesrätlichen Vorwort den Anspruch auf eine Gesamtschau erhebt. Im Jahre der Unterschutzstellung dieses Naturkleinodes wäre eine Erwähnung Ehrenpflicht gewesen. Wir hätten dafür gerne auf eine der (allzu zahlreichen) Abbildungen der Zivilisationsgenüsse verzichtet. Es gibt

nämlich viele Menschen, die die Lenk vorab wegen der Naturschönheiten lieben. Zum Glück findet man im Begleitwort zum Talerwerk 1968 des Natur- und Heimatschutzes<sup>4</sup> aus der Feder von Karl Ludwig Schmalz einen Ersatz für diese bedauerliche Lücke im Lenker Bildband.

Wenn der Berichterstatter die Wahl hätte zwischen dem Band Lenk und dem um zwei Jahre früher erschienenen Heimatbuch *Adelboden*<sup>5</sup>, so fiel ihm diese wahrlich leicht. Obschon auch hier der Kompromiß zwischen Natur und Technik, zwischen Wirtschaftsinteressen und Kulturgut gesucht werden mußte, so ist das doch jenseits des Hahnenmooses wesentlich glücklicher gelungen. Trotz des halben Umfangs erhält der Leser vom Adelboden ein umfassenderes Bild als durch die Lenker Publikation, die für den vierfachen Preis den doppelten Umfang bietet. ham

Bei den reich illustrierten *Heimatbüchern* des Verlages Haupt machen sich die ständig steigenden Druckkosten besonders unangenehm bemerkbar und zwingen immer wieder zu Preisadjustierungen. Trotzdem hat die Reihe an Beliebtheit offenbar nichts eingebüßt, erscheinen doch eben zwei weitere ihrer Bände in neuer Auflage. Robert Martis «*Saanenland*»<sup>6</sup> erforderte dabei im Text bloß minime Anpassungen, die der Autor mit gewohnter Sorgfalt vornahm (z. B. wo Naturschönheiten unterdessen dem Kraftwerkbau zum Opfer gefallen sind). Der Bildteil bringt z. T. technisch vollkommeneren Aufnahmen, z. T. aber — vermutlich als Konzession an Subventionen — auch einige eher banale Wintersportphotos, die Zeugnisse wertvoller Volkskunst verdrängt haben.

Der Verfasser des ersten Heftes über *Schwarzenburg*<sup>7</sup>, Walter Laedrach, ist verstorben. Der kompetente Lokalhistoriker jener Gegend, Ernst W. Stalder aus Guggisberg, hat es gründlich überarbeitet und ergänzt, so daß beinahe ein neues Werk entstanden ist. Es geht besonders ein auf das Wesen des Volksschlages sowie auf seine Entwicklung von den ältesten Zeiten bis an die Schwelle der Gegenwart und bietet allgemein verständliche, im besten Sinne des Wortes populäre Heimatkunde.

Die Heimatbücher wollen ihren Lesern Kostbarkeiten des Berner- und Schweizerlandes nahebringen. Dabei stehen gewöhnlich künstlerische oder historische Werte im Vordergrund. *Oeschberg*<sup>8</sup> im Oberaargau kann in dieser Hinsicht nicht besonderen Staat machen; denn seine erforschte Vergangenheit reicht bloß rund anderthalb Jahrhunderte zurück, und architektonisch sind ihm andere Höfe ebenbürtig. Dafür wirkt es in den praktischen Alltag hinein: dank der hochherzigen Stiftung der Geschwister Ferdinand und Elise Affolter bietet es seit über sechzig Jahren betagten landwirtschaftlichen Dienstboten eine Heimstätte. Der Gutsbetrieb, und vor allem die kantonale Gartenbauschule fördern junge Bäuerinnen und Bauern, und die Obstbauzentrale bildet das geistige und organisatorische Zentrum für einen wichtigen Zweig unserer Landwirtschaft. Sie alle sind heute geprägt durch den Verfasser des Bandes, Hans Spreng, der hier sein Lebenswerk ausführlich würdigt. In diesem Heft kommt also eher der Liebhaber von Obst- und Gartenbau auf seine Rechnung als der Freund der eigentlichen Heimatkunde. B. J.

<sup>4</sup> Abgedruckt auch im «Heimatschutz» Nr. 3 vom August 1968, dazu weitere Beiträge im «Schweizer Naturschutz» Nr. 4 vom August 1968.

<sup>5</sup> Alfred Bärtschi, *Adelboden*. Berner Heimatbücher Nr. 98. Haupt Bern 1966.

<sup>6</sup> Robert Marti-Wehren, *Im Saanenland*. BHB Nr. 12, 2. Aufl., Paul Haupt Bern 1968.

<sup>7</sup> Ernst W. Stalder, *Das Schwarzenburgerland*. BHB Nr. 6, 2. veränderte Aufl., Paul Haupt Bern 1968.

<sup>8</sup> Hans Spreng, *Oeschberg*. BHB Nr. 107, Paul Haupt Bern 1969.

## Kirchengeschichte

Die reichen Ergebnisse archäologischer Forschungen in den letzten Jahrzehnten haben das Interesse am ersten nachchristlichen Jahrtausend in unserem Lande merklich belebt. Es ist daher ein verdienstliches Unternehmen des Benziger-Verlages, daß er Prof. Heinrich Büttner und P. Iso Müller, zwei anerkannte Kenner dieser Sparte, veranlaßte, ein zusammenfassendes Werk über *frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum* zu veröffentlichen<sup>9</sup>.

Heinrich Büttner, der durch eine Reihe einschlägiger Arbeiten bekannt geworden ist, steuert zu dem Bande das Kapitel «Die Bistümer während des frühen Mittelalters» (S. 9—38) bei. Er zeichnet darin die Anfänge der Christianisierung und kirchlicher Organisation im römischen Helvetien, dann die Auswirkungen der Völkerwanderung und den Neubeginn im 7. Jahrhundert und schließlich die Bistümer von der Karolingerzeit bis zum 11. Jahrhundert.

Iso Müller, der Stiftsarchivar von Disentis, hat mit dem großangelegten Kapitel «Die Pfarreien bis zur Jahrtausendwende» den Löwenanteil am Werke übernommen. Das umfangreiche Kapitel gliedert sich in zwei Teile: 1. Die Pfarrei als Gesamtproblem; 2. Die Pfarrei in den Einzellandschaften. Der erste Teil mit seinen fünf Abschnitten «Die Terminologie — Die Rechte der Pfarrkirche — Das Eigenkirchenrecht — Das Patrozinium — Das Werden der Pfarrei» ist eine ausgezeichnete Einführung in die Probleme frühmittelalterlicher Kirchen- und Pfarreigeschichte. Jeder Historiker, der sich im Rahmen einer Ortsgeschichte mit solchen Fragen auseinandersetzen muß, wird mit Gewinn zu diesen reich mit Beispielen belegten, klärenden Darlegungen Iso Müllers greifen. Der zweite Teil, «Die Pfarrei in den Einzellandschaften», behandelt, vom Tessin ausgehend, im Uhrzeigersinne nach Flüssen gruppiert, in zwölf Abschnitten die Entstehung der Pfarreien in den einzelnen Landschaften.

Uns interessieren hier vor allem die beiden Abschnitte «Das Gebiet am linken Aareufer» und «Das Gebiet am rechten Aareufer». Iso Müller, der sich in diesem Buche erneut als hervorragender Kenner der Geschichte des rätschen Raumes ausweist, mußte für die anderen Gegenden begrifflicherweise weitgehend auf die einschlägige Literatur abstellen. Im Vorwort des Buches bemerkt er dazu: «Das Fehlen von zuverlässigen Vorarbeiten machte sich mehrfach bemerkbar. Die vorliegenden Forschungen wollen somit mehr als erste Anregung denn als abschließendes Endergebnis verstanden werden». Diese Worte wollen wir nicht vergessen, wenn wir im folgenden zu den Angaben über einzelne bernische Kirchen Stellung nehmen. Es ist dabei auch nicht zu übersehen, daß wir in einigen Fällen in der Lage sind, auf die Ergebnisse jüngster Forschungen und Ausgrabungen abzustellen, die P. Iso Müller 1965/66 beim Abfassen seiner Arbeit noch nicht bekannt sein konnten.

Auf Seite 102 wird, wohl im Anschluß an die Arbeit von Michael Benzerath über die Patrozinien der alten Diözese Lausanne, die Pfarrkirche und das Cluniazenserpriorat Belmont erwähnt. Hier wäre statt Belmont der amtliche deutsche Ortsname *Bellmund* einzusetzen. Auf der gleichen Seite werden eine Reihe von Pfarreien zwischen Köniz und dem Gebiet am Thunersee aufgeführt, die schon 1228 (Kartular von Lausanne) existierten, darunter auch die Martinskirche in *Rüeggisberg*. Dazu wird auf S. 104 oben dann noch ausgeführt «Bei keiner dieser Pfarreien liegen für eine Datierung ins 10. Jh. Gründe vor». Für die Dorfkirche von Rüeggisberg möchten wir die Möglichkeit, daß sie schon im 10. Jh. gegründet wurde, denn doch nicht so kurzwegs von der Hand weisen. Es ist nicht zu übersehen, daß diese Kirche zur Zeit der Gründung des Cluniazenserpriorats Rüeggisberg um 1072 bereits bestand und mit ihrem reichen Grundbesitz

<sup>9</sup> Heinrich Büttner/Iso Müller, *Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum*, Verlag Benziger, Einsiedeln 1967. 197 S., 32 Taf. Fr. 38.—

durch Lütold von Rümli gen dem Kloster Cluny zur Dotierung des geplanten Priorates geschenkt wurde. Man vergleiche dazu auch die Angaben des bernischen Denkmalpflegers Hermann von Fischer über die Dorfkirche Rüeggisberg im Jahrgang 1968 (S.147) dieser Zeitschrift: «Dr. Mojon und sein Assistent Günter Will stellten fest, daß Teile der Süd- und Westwand zu einem romanischen Bau aus dem 10. oder 11. Jahrhundert gehören ... Völlige Klarheit wird erst später gewonnen werden können, wenn einst Ausgrabungen im Kircheninnern möglich sind».

Auf S. 104 sollte zu dem Satz «Spiez besaß auch die Columbakapelle, die später zur Kolombanskirche wurde», auch die Lokalisierung dieser Kapelle bzw. Kirche zu *Faulensee* gegeben werden.

Zu S. 105 wäre zu bemerken, daß die *Quirinuskirche in Frutigen*, die hier offenbar aus der bereits erwähnten Arbeit von Michael Benzerath übernommen ist, heute kaum mehr länger zu halten ist. Einen urkundlichen Beleg für das angebliche Quirinuspatrozinium vermochte niemand beizubringen; man glaubte, dieses Patrozinium aus dem für Frutigen vor allem im 16. Jahrhundert auffällig häufigen Vorkommen des Vornamens Gwer, den man von Quirinus ableitete, erschließen zu können. Heute wird die Gleichsetzung Gwer = Quirinus mit historischen und philologischen Argumenten ernsthaft in Frage gestellt. Dazu ist aus dem Jahre 1509 ein Dokument überliefert, das zum mindesten wahrscheinlich macht, daß das Gotteshaus von Frutigen eine Marienkirche war.

Nach der Erwähnung der Kirchen im Simmental und in Frutigen fährt Iso Müller fort: «Ähnlich kommen auch die übrigen 1228 ... genannten Pfarreien wie *Aeschi*, *Leissigen* ... für das erste Jahrtausend nicht in Betracht». Hier gestatten wir uns, wieder ein Fragezeichen zu machen. Auf S. 106 ist der Autor bereit, entsprechend den Aussagen der Strättlinger-Chronik die Anfänge der Pfarreien Hilterfingen und Sigriswil in das 10. Jahrhundert zurückgehen zu lassen. Warum dann nicht auch für *Aeschi* und *Leissigen*, die in der genannten Chronik doch ebenfalls unter den 12 angeblichen Tochterkirchen von Einigen figurieren? Vom baulichen Befund aus könnten wir diese Annahme für *Aeschi* und *Leissigen* besser untermauern als für *Hilterfingen* und *Sigriswil*. In *Aeschi* wurden bei der Restaurierung der Kirche 1966 die Fundamente einer romanischen Apsis sichtbar (vgl. Jg. 1968 dieser Zeitschrift, S. 144) und in *Leissigen* steht diese romanische Apsis noch aufrecht. Beide Gotteshäuser haben also einst zu jener Gruppe von romanischen Kirchen am Thunersee gehört, von der heute noch *Amsoldingen*, *Einigen*, *Spiez* und *Wimmis* übrig geblieben sind.

Auf S. 106 spricht der Autor die Vermutung aus, daß die Kirche *Meiringen* eine königliche Gründung gewesen sei, die wohl im 12. Jh. von den Staufern ins Leben gerufen wurde. Bei den Ausgrabungen von 1915/16 sind indes die Fundamentmauern einer romanischen Kirche mit halbrunder Apsis freigelegt worden, die nach der Ansicht der Fachleute wenn nicht dem 10., so doch mindestens dem 11. Jahrhundert angehören dürfte. — Müller erwähnt sodann die *Apostelkirche von Brienz*. Er folgt mit dieser Angabe offenbar der im 19. Jahrhundert aufgekommenen, aber unseres Wissens nicht urkundlich belegten Meinung, man habe in Brienz eine Peter- und Pauls-Kirche vor sich. Nach einem Dokument von 1481 im Stiftsarchiv von Engelberg — dieses Kloster besaß von 1219 bis 1528 den Kirchensatz von Brienz — handelte es sich in Brienz um eine Marienkirche. Die *Mauritiuskirche in Thun* wurde nach Müller entweder von den Grafen von Kyburg im 13. Jh. oder von ihren Vorgängern, den Herren von Thun, im 11./12. Jh. gegründet. Die Grabungen anlässlich der Renovation von 1967/68 haben nun aber die Fundamente einer Einapsiden-Saalkirche freigelegt, die dem 10. oder frühen 11. Jahrhundert zuzuweisen ist (vgl. Jg. 1968 dieser Zeitschrift, S. 148). Auch hier hat also der Grabungsbefund die Angaben der Strättlingerchronik über die Gründungszeit der Kirche bestätigt.

Auf S. 107 werden die Marienkirche von *Oberburg* und die Michaelskirche von *Burgdorf* genannt, während richtigerweise von der Georgskirche zu Oberburg und der Marienkirche zu Burgdorf die Rede sein müßte.

Wir zweifeln nicht daran, daß in den kommenden Jahrzehnten bei Kirchenrenovationen der Spaten des Archäologen für uns noch manche Überraschungen bereithält, und daß man wohl da und dort die alten Anschauungen über späte Besiedlung und Christianisierung des Landes revidieren muß. Dabei werden wohl auch einzelne Aussagen des vorliegenden Bandes modifiziert werden müssen. P. Iso Müller bekundet in seinem Vorwort deutlich, daß er sich für solche Korrekturen am Bilde, das er uns entworfen hat, jederzeit offen hält. Diese Haltung ehrt den Forscher. Wir wissen Heinrich Büttner und Iso Müller für die wertvolle Übersicht, die sie uns in diesem Werke bieten, gleichermaßen Dank. H. Sp.

Es ist recht amüsant, in einer Tageszeitung gelegentlich Chorgerichts-Müsterli aus einer Kirchgemeinde zu lesen. Solche Beiträge bleiben aber Eintagsfliegen. Erst die zusammenhängende Publikation von Chorgerichtsverhandlungen hat ihren bleibenden Wert und geht über lokalhistorische Bedeutung hinaus.

Nicht in allen Gemeinden haben die Chorgerichtsmanuale dasselbe Gewicht. Da, wo sich das Chorgericht ausschließlich der Sittenrichterei hingab, findet man die stereotypen Fälle wie Fluchen, Familien- und Nachbarschaftsstreit, Unzucht, Trunksucht und Völlerei, Rauchen, Sektiererei, Sonntagsentheiligung, Hexerei, Tanzen, Spielen — alles Dinge, an die wir heute nicht mehr dieselben Maßstäbe legen wie unsere Vorfahren. Wer die Vergangenheit einzig nach diesen Verstößen gegen die geltende Sittlichkeit beurteilen wollte, bekäme ein sehr schwarzes Bild. Sicher aber gilt der Satz von der Konstanz der Laster für damals wie für heute. Man müßte schon die positiven Seiten, die leider niemand aufzeichnete, kennen, um Schwarz und Weiß gerecht abwägen zu können.

Bekannt sind die 1930 von Robert Marti-Wehren mustergültig herausgegebenen «Mitteilungen aus den Chorgerichtsverhandlungen von Saanen» (Haupt, Bern). Sie sind eine Fundgrube für die Kulturgeschichte. In ähnlicher Weise liegt nun aus der Feder von alt Lehrer Karl Gugger, Wabern, «*Das Chorgericht von Köniz*»<sup>10</sup> vor. Dadurch, daß sowohl Saanen wie Köniz im alt-bernischen Staat eine rechtliche Sonderstellung einnahmen, kommt den Chorgerichtsmanualen auch eine vermehrte Wichtigkeit zu. Köniz unterstand bis 1729/30 in vielen Belangen dem Deutschen Ritterorden. Leider sind aus dessen Verwaltungszeit relativ wenig Akten erhalten. So fehlen beispielsweise die Rechnungen der Ordensvögte, während sie für die übrigen bernischen Landvogteien meist schon im 16. Jahrhundert einsetzen. Diese Lücke vermögen die im Kirchgemeinearchiv von 1587 an lückenlos erhaltenen Chorgerichtsmanuale zu füllen, indem sie mehr als üblich auch weltliche Verwaltungsbelange verzeichnen. So vernehmen wir Einzelheiten über Trümmusterungen und Schießwesen und erfahren viel über Gemeindeangelegenheiten. Bei diesem Abschnitt wäre dem Leser gedient gewesen, wenn der Verfasser Seite 46 ff. etwas eingehender die Organisation der Gemeinde dargestellt hätte, die Viertel, das Verhältnis Landgericht/Landvogtei, das Gericht usw., wie sie sich aus dem Regionenbuch von 1782/84 ergibt. Nicht jedem Leser sind die alten Gemeindeverhältnisse geläufig, wie sie etwa von Christian Lerch in «*Das schwarze Kreuz im weißen Feld*» (1945) klar geschildert werden. Ein Schema oder eine Skizze hätte einiges klären können.

<sup>10</sup> Karl Gugger. *Das Chorgericht von Köniz, 1587—1582*. Verlag Ortsverein Köniz, 1968. 115 Seiten. Vertrieb Buchdruckerei G. Rhyn, 3098 Köniz. Preis Fr. 7.—.



Vielleicht noch stärker empfindet man das Fehlen eines Namenregisters. Gerne werden Chorgerichtsmanuale von Familienforschern verwendet, und da bietet ein Verzeichnis der Personennamen eine wertvolle Suchhilfe. Und mit den Lokalnamen wäre der Ortsnamenforschung gedient gewesen. Glücklicherweise ist der Verfasser nicht der Versuchung erlegen, die Namen der Bestraften aus Rücksicht auf allfällige Nachfahren wegzulassen.

Abgesehen von den genannten wünschbaren Ergänzungen ist die mit viel Fleiß, Liebe und Sachkenntnis herausgegebene Schrift ein hochehrwürdiges Werk. Als kleine sachliche Berichtigung zu Seite 9 wäre anzuführen, daß die erste Chorgerichtssatzung nicht 1587 sondern schon 1529 erlassen wurde. Diese handschriftliche «Ordnung und satzung des eegerichts; straff des eebruchs und hÿry» wurde mehrfach revidiert und erschien dann 1587 in abgeänderter Form erstmals im Druck (vergl. hierzu Rechtsquellen Bern VI, Nrn. 22 und 30).

Im Anhang der Publikation findet man ein Pfarrverzeichnis, Angaben über die Pfrundgüter und Statistisches über die Gemeindebevölkerung. Mancher Benutzer mag sich fragen, weshalb stets die Tagesdaten zu den Eintragungen gegeben werden. Der Kenner jedoch ist dem Verfasser dafür dankbar, ist doch das meist die einzige Methode, um eine Belegstelle in den (häufig nicht paginierten) Protokollen aufzufinden.

Eine Anzahl guter Bilder schmückt das stattliche Bändchen, dem wir gute Aufnahme und weite Verbreitung wünschen. ham

### *Biographisches*

Der Name *Franziska Romana von Hallwil* war bisher vor allem den Kennern von Heinrich Pestalozzis Leben und Werken vertraut, wußte man doch, daß die Herrin von Hallwil den Pädagogen, der mit seinem Unternehmen auf dem Neuhof bei Birr Schiffbruch erlitten hatte, auf ihrem Schloß aufnahm und in seinem Leben fortan als Freundin, Beraterin und Wohltäterin während 40 Jahren eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Daneben war Franziska Romana durch feuilletonistische und romanhafte Darstellungen da und dort noch als Heldin in einer romantischen Entführungsgeschichte bekannt.

Alois Koch hat es nun unternommen, in einer Dissertation das Leben dieser Frau in einer großen Zeitenwende vor allem anhand der reichen Materialien des Hallwilarchivs im Staatsarchiv Bern sorgfältig nachzuzeichnen<sup>11</sup>. Die Arbeit gliedert sich in vier Teile. Der erste Abschnitt «Die Familie» zeigt in kurzer Zusammenfassung die Geschichte des Hauses Hallwil in der Schweiz vom 12. bis ins 18. Jahrhundert und dann die Geschieke des im 16. Jahrhundert begründeten österreichisch-böhmischen Zweiges der Hallwil. Dieser knappe Abriß der Hallwilschen Familiengeschichte ist die notwendige Voraussetzung für das Folgende, denn durch die am 16. Februar 1775 erfolgte Trauung Franziska Romanas von Hallwil mit dem Junker Abraham Johann von Hallwil ist die letzte Vertreterin des gräflichen österreichischen Zweiges der Familie auf die Stammburg des Geschlechtes zurückgekehrt. Im zweiten Teil «Die Flucht und ihre Folgen» bietet der Autor vor allem im ersten Abschnitt «Flucht und Verfolgung» gegenüber den bisherigen Darstellungen Neues. Die während mehr als hundert Jahren herumgebotene romantische Entführungsgeschichte läßt sich bei der Konfrontation mit den Akten nicht länger aufrechterhalten. Es handelt sich nicht um eine Entführung, sondern um die Flucht eines 17jährigen Mädchens,

<sup>11</sup> Alois Koch, *Franziska Romana von Hallwil*. Biographische Skizzen als Beiträge zur Geschichte der Herren von Hallwil und zur Pestalozzi-Forschung. Heimatkunde aus dem Seetal, herausgegeben von der Historischen Vereinigung Seetal, 41. Jg., 1968. — Verlag der Histor. Vereinigung Seetal in Seengen.

das beim starren Nein der Eltern gegen die ersehnte Ehe mit dem Vetter aus der Schweiz keinen andern Ausweg mehr sah. Interessant ist es nun zu sehen, wie Bern einerseits seine schützende Hand über Franziska Roamana von Hallwil und über ihre Stiefschwester Leopoldine von Suttner hielt und dem Auslieferungsbegehren des Wiener Hofes nicht entsprach, wie man aber andererseits Abraham Johann von Hallwil wegen seiner Heirat mit einer Katholikin im Sommer 1775 aller Bürger- und Landrechte verlustig erklärte. Diese harte Maßnahme wurde dann allerdings im März 1776 rückgängig gemacht, nachdem Franziska Romana in die bernische Landeskirche übergetreten war. Der Abschnitt «Die kurze Ehe» zeigt uns, wie nach dem frühen Tode Abraham Johanns von Hallwil im November 1779 die junge Witwe mit ihren drei kleinen Kindern an den bernischen Behörden eine starke und ihr auch überaus nötige Stütze fand, um das von ihrem Gatten durch sorgloses Wirtschaften arg verschuldete Besitztum innert zehn Jahren zu sanieren. Kein Geringerer als der nachmalige Schultheiß Niklaus Friedrich Steiger übernahm die Vormundschaft über die drei kleinen Hallwil-Söhne. Die Erbschaften, die Franziska Romana dann zwischen 1780 und 1790 von ihren Eltern und von ihrer Stiefschwester zufielen, verbesserten ihre ökonomische Lage beträchtlich. Die finanzielle Sanierung von Hallwil war nicht zuletzt dank der Mittel möglich, die hier flüssig wurden.

Der dritte Teil «Das Leben im Kreise der Familie und der Freunde» zeigt Franziska Romana als Mutter und als gastfreundliche Schloßherrin auf Hallwil. Diese Seite ihres Lebens war bisher weitgehend unbeachtet geblieben, da man sich meist nur für die sogenannte Entführungsepisode und für die Beziehungen zu Pestalozzi interessiert hatte. Anhand der Briefe im Hallwilarchiv vermag Koch ein lebensvolles Bild von der Erziehung und Ausbildung der drei Söhne Franziska Romanas zu zeichnen. Im Abschnitt «Die ereignisreiche Jahrhundertwende» sehen wir mit Interesse, wie leicht die geborene Gräfin von Hallwil, die sich in ihrer Jugendzeit am Hofe Maria Theresias bewegt hatte, 1798 den Anschluß an die neue Zeit fand. Schon vorher galt die Herrin von Hallwil als frankophil und als Demokratin. Koch führt diese zunächst etwas überraschende politische Einstellung Franziska Romanas auf ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Männern wie Pestalozzi, Usteri und Laharpe zurück. Die nunmehrige «Bürgerin Franziska Hallwyl» erhielt denn auch mit ihren drei Söhnen am 4. April 1798 das Bürgerrecht des neuen Kantons Aargau. Daß der zu diesem Zeitpunkt auch für die Söhne ausgesprochene Verzicht auf das Berner Bürgerrecht nicht Rechtskraft erlangen konnte, weil diese noch minderjährig waren, erwies sich in der Folge als günstig für die Familie, denn die Stubengenössigkeit auf Distelzwang bot in den kommenden Jahren Vorteile, die auch Franziska Romana zu nutzen wußte.

Im letzten Teil «Die Freundschaft mit Pestalozzi» zeichnet Koch die Beziehungen der Herrin von Hallwil zu dem großen Pädagogen, die er als eine Partnerschaft bezeichnet, «in der beide Teile nehmen konnten, aber auch geben durften». Auch die enge Freundschaft zwischen Franziska Romana von Hallwil und Pestalozzis Gattin Anna wird in einem eigenen Abschnitt eingehend dargestellt. Es berührt tragisch, daß einige Jahre nach Frau Annas Tode die Freundschaft zwischen Pestalozzi und Franziska Romana nach 40jährigem Bestehen ein Ende nahm. Koch analysiert sorgfältig die äußeren und inneren Gründe, die zu dieser Entfremdung zweier Menschen führten, die sich lange Zeit so nahe gestanden hatten.

Das biographische Denkmal, das Franziska Romana von Hallwil in der Arbeit von Alois Koch erhalten hat, wird durch einen Bilderteil von acht Seiten angenehm bereichert. Neben den Verzeichnissen von Quellen und Literatur ist vor allem auch Anhang Nr. 2, eine kritische Wertung der wichtigsten Publikationen über die Entführung oder die Flucht Franziska Romanas, von Interesse. Einige Druckfehler, die sich bedauerlicherweise eingeschlichen haben, vermögen der wertvollen Arbeit Kochs keinen Eintrag zu tun.

H. Sp.

## Stadt und Region Bern

Im Büchler-Verlag ist ein hübsch aufgemachtes Bändchen erschienen: *Zytglogge-Story*<sup>12</sup>. Jürg Bernhardts meisterhafte Aufnahmen hat Graphiker Werner Maurer zusammen mit dem Text ausgezeichnet gestaltet. Insbesondere die Photos der Figuren sind wohl gelungen. In lebendiger Folge wechseln sie mit historischen Bildern und mit erläuternden Zeichnungen ab und vermitteln so ein umfassendes Bild vom einstigen Mittelpunkt des bernischen Staates.

Etwas weniger begeistert Ulrich Gisigers Text. Schon der Titel mit dem englischen Modewort erzeugt einen fremden Klang zum berndeutschen Zytglogge und ruft der Frage, ob damit etwa dem Geschmack ausländischer Besucher entgegengekommen werden soll. Die Berner hätten auch ein gut deutsches Wort verstanden. Stories sind halt jetzt up to date ... Für Fremde attraktiver dürfte freilich eine Wiedereinführung der 1772 «abgeblasenen» Turmmusik sein.

Die an sich glänzende Idee, Bau und Geschichte des Zytglogge in die Form von Memoiren des Glockenschlägers Hans von Thann einzukleiden, überzeugt nicht ganz in der Art ihrer Durchführung. Liegt das Schwergewicht auf einer sachlichen Dokumentation mit Zahlenangaben und Chronikauszügen in zeitgenössischer Sprache oder auf dem humorvoll-trockenen Erzählerton? Neben einigen trefflich gelungenen Stellen kommt der Text sprachlich nicht an die Witzigkeit von Guido Schmezers Diogenes-Bändchen «Bern für Anfänger» heran.

Daß in den sachlichen Angaben keine ins Gewicht fallende Irrtümer stehen, darf erwartet werden, baut doch der Verfasser auf sichere Literatur wie die Bände der Kunstdenkmäler. Merkwürdigerweise herrschen in den Erinnerungen des Hans von Thann die Ereignisse aus der Geschichte des vorreformatorischen Bern vor, aus einer Epoche also, für die sich der Glockenschläger auch nur auf das Hörensagen stützen kann. Das merkt man etwa daran, wenn Hans von Thann Justingers Sprache im Konjunktiv nicht richtig in seinen eigenen modernen Satz einbaut (S. 14).

Als Lücke empfindet man, daß das 17. und 18. Jahrhundert in der «Story» fast vollständig fehlen, just jene Zeit also, die dem Turm weitgehend das bekannte Äußere verliehen hat. Hans von Thann hat zweifellos von seiner luftigen Warte aus zugeschaut, wie etwa die Schanzbauer im Dreißigjährigen Krieg zum Werk vors Obertor gezogen sind, wie 1653 die Bauern auf dem Murifeld lagerten, wie man an der Kreuzgasse über die Jungfer Katharina v. Wattenwyl zu Gerichte saß oder wie am Ostermontag die Gnädigen Herren vom Rathaus in Prozession zum Münster zogen. Statt dessen kehrt der Autor in «11. Stunde» nochmals in die Frühgeschichte zurück zu den Belagerungen Berns durch Rudolf v. Habsburg. Wäre dem Betrachter etwa die Durchreise Napoleons oder die Entwaffnung der Heggischen Dragoner durch französische Husaren auf dem Kornhausplatz (1798) entgangen? Nicht daß man eine kurzgefaßte Bernergeschichte erwarten würde, doch hätten einige Hinweise andeuten dürfen, daß nicht nur die «Heldenzeit», sondern auch das patrizische Bern am Zytglogge nicht spurlos vorbeigegangen sind.

Trotz dieser paar kritischen Bemerkungen zum Textteil möchten wir das Büchlein zu den gelungenen zählen und ihm viele wohlgesinnte Leser wünschen ham

Vor sieben Jahren hat der Verschönerungsverein der Stadt Bern und Umgebung eine Publikation «Bern und sein Grün» herausgegeben, die Einheimische und Fremde auf die Schönheit und die Erhaltenswürdigkeit des Stadtbildes und namentlich seiner Grünanlagen hinweisen

<sup>12</sup> *Zytglogge-Story*. Die Memoiren des Hans von Thann. Text Ulrich Gisiger; Aufnahmen Jürg Bernhardt. Bern 1969. 70 Seiten. Preis Fr. 12.—.

sollte. Gleichsam als erweiterte Neuauflage ist nun der Band «Bern — Die Stadt in ihrer Landschaft»<sup>13</sup> erschienen. Es handelt sich aber nicht bloß um eine Erweiterung von Text und Bildmaterial. Die gleichgebliebene Grundidee von Kultur- und Landschaftsschutz tritt im Text eher diskreter, im Bild aber um so aussagekräftiger hervor. Für die vorbildlichen Photos und die wohlgelungene graphische Gestaltung zeichnet Hans Tschirren.

Wie Stadtpräsident Tschäppät im Geleitwort richtig bemerkt, anerkennt heute jedermann die Notwendigkeit des Landschaftsschutzes, doch wird die Angelegenheit für den Einzelnen erst dann zum Prüfstein, wenn er selber von einschränkenden Maßnahmen betroffen wird. Da ist nur zu hoffen, daß die zuständigen Behörden mit dem guten Beispiel vorangehen und auch Einschränkungen zugunsten des schützenswerten Stadt- und Landschaftsbildes in Kauf nehmen, selbst wenn damit gewisse verkehrstechnische oder finanzielle Nachteile verbunden sind. Dann können sie die Bauvorschriften auch Privaten gegenüber restriktiv anwenden und durchsetzen.

Der von trefflichen Bildern unterbrochene, in drei Sprachen gesetzte Text umfaßt vier Aufsätze: Stadtgärtner W. Liechti orientiert über die planerischen Maßnahmen, die ihren Zweck aber erst erfüllen, wenn sie «den Menschen zum Mittelpunkt des Geschehens, zum Maß aller Dinge machen». Oberförster G. v. Fellenberg weist auf die für den Menschen lebenserhaltende Bedeutung von Wald und Wasser hin. Bibliotheksdirektor H. Strahm zeichnet die Stadt als geplantes und erhaltenswürdiges Monument. Schließlich stellt Guido Schmezer in gewohnter Lebendigkeit «Die schönste Stadt der Welt» vor, wobei er sich nicht auf die engere Stadtregion beschränkt, sondern die angrenzenden Landschaften zwischen Thunersee und Jurafuß miteinbezieht und damit die Verbundenheit von Stadt und Land dokumentiert. «Bern — Die Stadt in ihrer Landschaft» ist ein weiteres Buch in der Reihe schöner Publikationen über die Stadt Bern, aber es steckt etwas Besonderes darin in seiner Zielsetzung, dem Schutz des bernischen Lebensraumes für den Menschen — vor dem Menschen. ham

### *Die Burgunderbeute*

Es gibt zweierlei Ausstellungskataloge: Der eine dient dem Besucher als Wegweiser und enthält die notwendigsten Angaben. Wenn die Ausstellung ihre Tore schließt, hat er seinen Dienst am breiten Publikum erfüllt. Die andere Gattung ist ein umfassendes Handbuch von bleibendem Wert. Aufsichtskommission und Direktion des Bernischen Historischen Museums waren gut beraten, den Katalog zur Hauptausstellung im Jubiläumsjahr 1969 nach der zweiten Art zu gestalten. So ist nun über die *Burgunderbeute*<sup>14</sup> und die Kunst am Hofe der Burgunderherzöge ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk entstanden, das die Jahre überdauern wird. Es dient gleichzeitig als Ergänzung und Berichtigung zum großen, vor mehreren Jahren erschienenen Werk über die Burgunderbeute von Florens Deuchler, der auch im vorliegenden Katalog viele Nummern bearbeitet hat.

Es ist unmöglich, im Rahmen eines Literaturhinweises einen Begriff von der Reichhaltigkeit und Vollständigkeit des Kataloges zu geben. Zuerst führen verschiedene Aufsätze in die

<sup>13</sup> *Bern — Die Stadt in ihrer Landschaft*. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Pflege des Landschaftsbildes, unter Mitwirkung der Genossenschaft «Für Bern». Verlag Buri Druck Bern (1969). 116 Seiten. Preis Fr. 32.—.

<sup>14</sup> *Die Burgunderbeute und Werke burgundischer Hofkunst*. Katalog zur Jubiläumsausstellung 75 Jahre Bernisches Historisches Museum. Redaktion Heinz Matile und Hans-Peter Trenschel. 400 S. mit vielen Abb. Stämpfli Bern 1969. Preis Fr. 18.—. Bezugsort: Bernisches Historisches Museum.

Zeit der Burgunderkriege ein. Dann folgt eine Reihe auserlesener Urkunden- und Chroniktexte. Nacheinander werden hierauf die Beute selber in klarer thematischer Gliederung und anschließend die eidgenössische Kriegspartei samt ihren Anführern vorgeführt. Die burgundische Kultur, wie sie sich schon in den Beutestücken spiegelt, gewinnt aber erst im Schlußteil über die burgundische Hofkunst ihren vollen Glanz.

Zu weit würde auch eine Aufzählung des wissenschaftlichen und technischen Mitarbeiterstabes führen. Daß der reichbebilderte Katalog auf dem günstigen Preis von Fr. 18.— gehalten werden konnte, ist der namhaften Unterstützung durch die öffentlichen und privaten Mittel zu verdanken. Es ist noch eine Anzahl Exemplare vorhanden, die Interessenten zur Verfügung steht. Wir denken da vor allem an Lehrer aller Stufen, an Liebhaber der Heraldik, an Kunsthandwerker, Waffenkenner, Textilspezialisten usw. ham

### *Münzkunde*

Es dürfte zu den sinnvollsten Jubiläumspublikationen gehören, wenn Bankinstitute ihre bei solchen Anlässen zur Verfügung stehenden Mittel der Förderung der Münzkunde zuwenden. Das ist in den letzten Jahren in mehreren Kantonen geschehen. Das laufende Jahr hat gleich zwei Werke dieser Art hervorgebracht:

Zum 75. Jahrestag ihrer Gründung gab die Freiburger Staatsbank einen Prachtsband *Freiburger Münzen*<sup>15</sup> heraus. Wenn wir das reich mit ganzseitigen Farbtafeln geschmückte Buch im Zusammenhang mit der bernischen Geschichte und Heimatkunde erwähnen, so nur weil die wirtschaftliche und monetäre Verflechtung zwischen Freiburg, Solothurn und Bern jahrhundertlang eine enge war. Die Oberleitung der Publikation lag in den Händen des Konservators des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg, Marcel Strub. Nach einem knapp gehaltenen Überblick über die politisch-wirtschaftlich-soziale Entwicklung unseres Nachbarkantons durch Roland Ruffieux unternimmt es Staatsarchivar Nicolas Morard, in einem «Essai d'une histoire monétaire du canton de Fribourg» eine wissenschaftlich fundierte Darstellung der Münzgeschichte zu geben. Man ersieht daraus etwa, wie eng das Zusammengehen der Stände Freiburg und Bern im 16. Jahrhundert war, welche Probleme die Eroberung der Waadt, die dem savoyischen Münzkreis angehörte, mit sich brachte und wie der berühmte Batzenabruf Berns von 1652 auch auf Freiburg seine Rückwirkungen hatte.

Gleich der im letztjährigen Bericht besprochenen Arbeit zur bernischen Münzgeschichte von H. U. Geiger (BZ 1968, 208) bringt auch Morard einen dokumentarischen Anhang und Kurswertvergleiche. Worin wir mit dem Autor nicht einiggehen, ist die Art des Anmerkungsapparates. Durch seine kapitelweise Numerierung der Belegstellen und die vielen *op. cit.*, *art. cité* usw. wird das Nachschlagen bedeutend erschwert. Den Abschluß des stattlichen Bandes bildet ein fast hundertseitiger, illustrierter Katalog der Freiburger Prägungen vom 15. ins 19. Jahrhundert, der von Erich B. Cahn und Charles Villard bearbeitet worden ist, ein unentbehrliches Nachschlagewerk für Sammler und Historiker. Getreu seinem Bestreben, die Zweisprachigkeit des Kantons Freiburg vermehrt zu dokumentieren, sind das äußere Bild des Bandes, Titelei, Vorwort und Bildlegenden, und der Münzkatalog zweisprachig gehalten. Von der Hauptarbeit, der Münzgeschichte, ist das zusammenfassende Schlußkapitel übersetzt, eine Lösung, wie sie

<sup>15</sup> *Monnaies de Fribourg — Freiburger Münzen*. Freiburger Staatsbank 1969. 250 Seiten.

sich für eine zweisprachige Publikation vertreten läßt, würde doch eine vollständige Übersetzung die Gesteungskosten eines derartigen Werkes ganz erheblich steigern.

Konsequent durchgeführt ist das Zweisprachenprinzip im zweiten großen Katalog zu den Jubiläumsausstellungen «75 Jahre Bernisches Historisches Museum». Als Gesamtverfasser des Bildbandes *Münzen und Medaillen aus dem Bernischen Historischen Museum* zeichnet Balázs Kapossy, Kustos des Münzkabinetts. Dank dem glücklichen Umstand, daß die Berner Niederlassung der Schweizerischen Kreditanstalt ihr fünfzigjähriges Bestehen feierte und das Werk mitfinanzieren half, war die Publikation überhaupt möglich. Ihr Schwergewicht liegt auf den 112 mit Vorder- und Rückseite reproduzierten Münzen und Medaillen aus dem Besitz des Berner Museums. Es ist eine repräsentative Auswahl von Schaustücken aus allen Sammelgebieten, wobei zu jeder der hervorragenden Photographien von Karl Buri eine genaue Münzbeschreibung gegeben wird, alles in allem eine bleibende Erinnerung an die vom Herbst in den Winter hineinreichende Ausstellung. Der bernischen Münzkunde im besondern ist die Reproduktion von 20 Geldstücken aus fünf Jahrhunderten und einem Dutzend Medaillen aus der Zeit der Gnädigen Herren gewidmet. Der heutige Jura ist mit einem Doppeltaler von 1596 des Fürstbischofs Jakob Christoph Blarer v. Wartensee vertreten. Diese wie noch manche andere Münze lassen erkennen, wie gut frühere Stempelschneider mit der heraldischen Kunst vertraut waren.

Im einleitenden Textteil sind für die einheimische Geschichte zwei Abschnitte von Bedeutung: Zunächst die Geschichte des bernischen Münzkabinetts, dessen Anfänge auf das Jahr 1602 mit dem Fund eines Schatzes von 1500 römischen Münzen zurückreichen. In knappen Strichen zeichnet der heutige Kustos Wachstum und Erschließung der von ihm betreuten Sammlungen mit ihrem einen Schwerpunkt auf den antiken Münzen. Von diesen erschien schon 1789 der erste gedruckte Katalog aus der Feder des F. L. Haller (ohne «von», dieses wird nur von den Nachkommen des großen Haller getragen), genannt von Königsfelden.

Im beschreibenden Teil, wo die Bestände des Münzkabinetts summarisch angeführt werden, besticht der Beitrag von Hans-Ulrich Geiger, der in lexikalischer Kürze ein treffliches Aperçu der bernischen Münzgeschichte gibt. Wir haben diesen versierten Kenner bernischer Münzen, jetzt als Kustos der Münzsammlung am Schweizerischen Landesmuseum in Zürich tätig, unsern Lesern vor Jahresfrist vorgestellt.

Mit dem schmucken Bändchen, dem der Verlag Stämpfli große Aufmerksamkeit widmete, sind die Lücken in der numismatischen Literatur des Kantons Bern nicht geschlossen, sondern eher noch bewußter gemacht worden: Eine Gesamtdarstellung der Münzgeschichte samt einem Katalog aller in Bern geprägten Geldstücke. Das erfordert freilich jahrelange Studien. Sollte es sich etwa auch die bernische Kantonalbank angelegen sein lassen, in ihrem Jubiläumsjahr 1984 mit einem derartigen Werk aufwarten zu wollen, so wäre bald zu handeln. Der Fachmann wäre da.

#### *Satirisches und Humoristisches*

Im Sommer 1658 erschien, ohne Verfasserangabe und mit fiktivem Druckort, ein Büchlein von fast 300 Seiten unter dem Titel: «HEUTELIA, Das ist: Beschreibung einer Reiß, so zween Exulanten durch Heuteliam gethan ...». Es erregte sogleich großes Aufsehen und gilt noch heute, zweifellos zu Recht, als wichtige Quelle über die politischen und kulturellen Verhältnisse

<sup>16</sup> Balázs Kapossy, *Münzen und Medaillen aus dem Bernischen Historischen Museum*. Mit Beiträgen von Hans U. Geiger und Hans A. Stettler. 162 S. Stämpfli Bern 1969. Preis Fr. 28.—.

in der Schweiz des 17. Jahrhunderts. Denn mit Heutelia ist Helvetien gemeint, und die Reise der beiden Exulanten (Emigranten) bildet lediglich den äußeren Rahmen für eine überaus stoffreiche Fülle von Beobachtungen und Betrachtungen eines offenbar gut informierten, zeit- und gesellschaftskritischen, freilich oft wenig objektiven Zeitgenossen: Er identifiziert sich mit dem einen der reisenden Ausländer, einem pfälzischen Edelmann, während sein Begleiter als württembergischer Jurist auftritt.

Die bernischen Zustände werden mit besonderer Breite behandelt, führt doch die heutelische Reise von Schaffhausen nach Zürich, dann über Luzern durch den Aargau nach Bern und schließlich durch das Waadtland nach Genf. In weitschweifigen Gesprächen mit Gastwirten und Fuhrleuten sowie mit Geistlichen, Gelehrten und Patriziern lassen sich die beiden Reisenden orientieren, halten auch selber die Augen offen und kommentieren dann das Gehörte und Gesehene mit ihren meist scharf gepfefferten Glossen. Böse Worte fallen gegen Korruption und Bigotterie, Völlerei und Trunksucht, Unbildung und Aufgeblasenheit. Dabei werden Bauern und Bürger schonungslos hart angepackt, während der Adel als Opfer des «demokratischen» Wesens der Schweiz, welches dem Verfasser offensichtlich fremd ist, dargestellt wird. In Bern nimmt er vor allem die Stellenjägerei (das bekannte «Praktizieren») und den Mangel an geistigen Interessen aufs Korn, wobei ein ausführlich geschilderter Besuch in der Bibliothek besonders beachtenswert ist. —

Die Urheberschaft der «Heutelia» wurde nicht nur durch die Anonymität des Verfassers und das Pseudonym des Erscheinungsortes getarnt, sondern darüber hinaus noch durch die Verschlüsselung der meisten Personen- und Ortsbezeichnungen wie auch zahlreicher Sachwörter: Dies geschah mittels Übersetzung ins Griechische oder Lateinische, meist mit Buchstabenverstellung (Anagrammierung), und mitunter auch mittels mehr oder weniger geistreicher Umschreibungen. So ist Rusinopolis = Ursinopolis = Bern, Guretum = Turegum = Zürich, Langophinia = Liebegg, Numinales = Protestanten usw. Barocke Sprachspielerei oder Absicherung gegen Verfolgung? Tatsächlich provozierte das Büchlein sogleich den heftigen Zorn der bernischen Regierung, man setzte es auf den Index der verbotenen Bücher und forschte dem Autor eifrig, jedoch erfolglos nach. Allerdings fiel allgemein verbreiteter und hartnäckiger Verdacht auf den soeben (Februar oder März 1658) verstorbenen Junker Jakob von Gravisset, weil derselbe zu zweien Malen in der «Heutelia» eine wichtige Rolle spielt, nämlich zuerst als Inhaber der Herrschaft Liebegg im Aargau, dann als Donator der berühmten Bücher- und Handschriftensammlung des Jacques Bongars, die er als Patenkind des Sammlers nach dessen Tod 1612 geerbt und anlässlich seiner Einbürgerung 1624 der Stadt Bern geschenkt hatte.

Diese Verfasserthese wurde auch von Gottlieb Emanuel Haller 1787 aufgenommen und dann von Hermann Hagen, dem gelehrten Katalogisator der «Bongarsiana», durch einen sehr einläßlichen Indizienbeweis untermauert («Jakob von Gravisset, der Donator der Bongarsischen Bibliothek», im Berner Taschenbuch von 1879); daneben sind aber immer wieder andere mögliche Autoren genannt worden.

So war es überaus verdienstlich, daß Walter Weigum vor fast 25 Jahren die «Heutelia» samt allen Rätseln und Fragen, die sie uns aufgibt, zum Gegenstand einer umfassenden Studie gemacht hat (in: «Wege zur Dichtung», Band XLVII., Frauenfeld/Leipzig 1945). Dabei gelang ihm der Nachweis, daß die «heutelische» Reise tatsächlich im Sommer 1638 stattgefunden habe, also 20 Jahre vor Erscheinen des Büchleins. Davon ausgehend, kam Weigum durch scharfsinnige Quellenforschung zum Schluß, der Verfasser müsse der Emigrant Hans Franz Veiras (1576 bis 1672) gewesen sein, der Bongars' Privatsekretär gewesen war, dann im Dienste des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. gestanden und von etwa 1630 an in Zürich gelebt hatte. Durch Brief-

wechsel und Reisen stand Veiras in Verbindung mit verschiedenen Bernern, und es ist sicher, daß er Jakob von Graviset persönlich kannte. Weigum nimmt denn auch an, daß Graviset an der Entstehung der «Heutelia» als Bearbeiter, vielleicht sogar als Übersetzer (einer lateinischen Urschrift) beteiligt gewesen sei, wodurch auch erklärt werden könnte, weshalb die Publikation erst nach seinem Tode erfolgt ist. Der dokumentarische Nachweis der Verfasserschaft indessen gelang Weigum so wenig wie seinen Vorgängern. Die Veiras-These ist in der Folge durch Konrad Müller (in: «Schätze der Burgerbibliothek Bern», 1953, S. 92 u. 106) angefochten und von Richard Feller/Edgar Bonjour (in: «Geschichtsschreibung der Schweiz» I., S. 469) mit deutlicher Vorsicht aufgenommen worden.

Man wundert sich deshalb einigermaßen, den Namen Hans Franz Veiras' im Titel der nun in der Reihe «Deutsche Barock-Literatur» neu herausgegebenen «Heutelia» als unbestrittenen Verfasser vorzufinden, zumal der Herausgeber, Walter Weigum, an seinen Darlegungen von 1945 nichts Wesentliches ändern, immerhin einige interessante Ergänzungen beifügen kann<sup>17</sup>. Leider widerfährt ihm in der Bibliographie dazu noch das Mißgeschick, nicht den relevanten Graviset-Artikel Hermann Hagens zu zitieren (mit dem er sich doch seinerzeit eingehend auseinandergesetzt hatte), sondern dessen Biographie Bongars', in welcher von der Heutelia» nicht die Rede ist. —

Diesen doch eher formalen Schönheitsfehler wollen wir nun aber der Neuausgabe nicht weiter ankreiden. Vielmehr sei anerkannt, daß sie durchwegs von gründlichster Sachkenntnis des Bearbeiters Zeugnis ablegt und uns dadurch der nicht immer leicht zu verstehende Inhalt der «Heutelia» in höchster Vollständigkeit erschlossen und erklärt wird.

Weigum ediert zunächst den Heutelia-Text unter möglicher Wahrung des originalen Wortlautes (d. h. Verbesserungen und Modernisierungen sind sehr zurückhaltend vorgenommen worden) und versieht ihn überaus reichlich mit Fußnoten, die alle nur wünschbaren Namen-, Wort- und Sacherklärungen bringen; dieser erste Teil beansprucht allein drei Viertel des Buches. Im «Anhang» wird dann die «Heutelia» als geschichtliche und literarische Quelle allgemein gewürdigt; darauf wird die Verfasserfrage rekapituliert und vor allem bezüglich der Lebensgeschichte des Hans Franz Veiras in recht willkommener Weise ergänzt. Es folgen Angaben über den Erstdruck von 1658 und über die vorliegende Ausgabe sowie eine Bibliographie.

Gewichtig sind sodann die «Anmerkungen», welche Weigum zu einem bemerkenswert dichten historischen Kommentar ausgebaut hat, «einmal, um zu zeigen, daß die Heutelia viel wirklichkeitsnaher ist, als man früher glaubte, wie auch, um weiterer Forschung, vor allem der literarhistorischen Einreihung des Buches, die ‚Kärrnerarbeit‘ abzunehmen; zum andern, weil diese Ausgabe für einen möglichst weiten Leserkreis bestimmt ist» (S. 326). Den Abschluß bildet ein Kapitel über die Deckwörter, deren sorgsame Aufschlüsselung um so notwendiger ist, als die zeitgenössische «Clavis Heuteliae» nur 74 von rund 200 derselben entschleierte, und auch das nur ganz summarisch.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß mit der vorliegenden Neuausgabe der «Heutelia» ein recht bedeutendes Zeugnis aus einer historiographisch und literarisch spärlich belegten Zeit wiederum zugänglich gemacht wird, und zwar in so umsichtiger Weise, daß wirklich auch weitere Kreise viel Gewinn daraus ziehen können.

C. v. St.

<sup>17</sup> Hans Franz Veiras, «Heutelia». Herausgegeben von Walter Weigum. Kösel-Verlag, München, 1969. 429 Seiten, 1 Faksimile (Titelseite des Erstdrucks), Pappband. Preis: DM 35.—.



Eine Perle eigener Prägung hat uns Guido Schmezer mit seinem *Lob der Langsamkeit*<sup>18</sup> geschenkt. Wenn darin Berner Geschichte und Gegenwart in spielerischer Kombination der Ergötzung dienen, so ist das Büchlein im weitesten Sinne doch Heimatkunde bester Prägung: Es spiegelt bernisches Wesen in launiger, nie boshafter Form und hilft als heilsame Philosophie und Lebenskunst allen hektischen Kandidaten des Herzinfarktes. Den Bernern und vor allem den Neuzuzüglern und Gästen sollte es zur Pflichtlektüre gemacht werden: Es gäbe im «Rohr» weniger Püffe mit den Ellbogen, und die Karosserieschäden an den Fahrzeugen aller Art nähmen wegen der Langsamkeit im Fahren schnell ab. ham

### *Handbücher*

Im Jahrgang 1966 unserer Zeitschrift haben wir auf den Schweizer Museumsführer hingewiesen. Daß die erste Auflage, 1965 unter dem Titel «Museen und Sammlungen der Schweiz» erschienen, rasch vergriffen war, spricht für die Nützlichkeit und Qualität des Handbuches. Der Verfasser hat sich die Neubearbeitung nicht leicht gemacht und auf den Stichtag 1. September 1968 abgeschlossen, während die erste Auflage dem Stand von 1962 entsprach.

Das jetzt unter dem faßbareren Titel *Schweizer Museumsführer*<sup>19</sup> neu aufgelegte Werk ist um gut 10 Seiten umfangreicher geworden, indem verschiedene neue oder in der ersten Auflage nicht berücksichtigte Museen aufgenommen wurden. Daß die Karten wegfielen, wird niemand bedauern, ebenso die Weglassung des Konservatorenverzeichnisses, beweist doch just der nicht unbedeutende Wechsel in der Leitung stadtberner Institute in letzter Zeit, wie schnell solche Angaben überholt sind.

Die Wünsche und Anregungen, die wir seinerzeit in unserer Besprechung (BZ 1966, 98 f.) vorbrachten, sind weitgehend berücksichtigt worden. In der deutschen Einleitung ist einzig noch Porrentruy für Pruntrut stehen geblieben (S. 13), und unverständlich bleibt, weshalb der Name des Musée d'histoire naturelle de Genève im deutschen Teil als *Muséum d'histoire naturelle* von Genf umschrieben wird (S. 16). Wer den Band anhand der wertvollen Register benützt, fände gern die Paginierung auf dem äußeren Teil der Seite. Sonst aber läßt der Band wirklich keine Wünsche offen. ham

<sup>18</sup> Guido Schmezer, *Lob der Langsamkeit*. S. Haupt Bern 1969. Preis Fr. 9.50.

<sup>19</sup> Claude Lapaire, *Schweizer Museumsführer*. 2., überarbeitete Auflage, Verlag Paul Haupt Bern, 1969. 256 Seiten, 36 Bildtafeln. Preis Fr. 9.80.